Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]

Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz

Band: 24 (1941)

Heft: 8

Artikel: Gottfried Kellers Weltanschauung : Seine Stellung zu den Idealen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche (3. Fortsetzung) [Teil 4]

Autor: Akert, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-409180

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tangere der geistlichen Macht so wenig berücksichtigten, wie sie zu gegebener Stunde vor den Habsburgern katzbuckelten. So wenig sie der Bann abschreckte, mit Friedrich gemeinsame Sache zu machen, so wenig liessen sie sich von der Kirche das Fell über die Ohren ziehen.

Die heute als Vorbild dozierte «Gottesfurcht» der Waldstätter lässt sich z. B. mit den Streitigkeiten, die die Schwyzer mit dem unter der Kastvogtei der Habsburger stehenden Kloster Einsiedeln hatten, treffend illustrieren. «Wie man aus einem von den Konventualen sorgfälitg geführten Klagerodel aus dem Jahre 1311 entnehmen kann, wurden die Beeinträchtigungen des Klostergebietes durch die Schwyzer von Jahr zu Jahr unleidlicher. Sie nahmen dem Stifte Güter weg, auf die sie früher nie Anspruch erhoben hatten. In Scharen durchzogen sie die Einsiedler Landschaft und begingen an den Gotteshausleuten Raub und Totschlag.»[4]) Noch besser wird die vorbildliche Gottesfurcht von dem Klosterschulmeister Rudolf von Radegg geschildert, der den Ueberfall der Schwyzer vom 6.—7. Januar 1314 beschreibt.

«Es gibt ein Volk, das kein Volk ist, Menschen die nicht Menschen genannt werden können, sondern wilde Tiere. Es bewohnt das Tal, dessen Namen *Schwiz* sein soll; von da soll das Volk der Schwyzer geschnitzt sein. Verhärtet mit Schlechtem ist dieses Volk bis zur Verdammnis, denn Gott selbst hat es aufgegeben. Es ist verkehrt, schlecht, schlechter, am schlechtesten; dieses Volk wird geschont, auf dass es hernach gehäufte Uebel erdulde. Es ist böse, weil es nimmt, was nicht sein ist, und verdient es deshalb, auch das Seinige zu verlieren. Es führt wilde Kriege, immer dürstet es nach Blut, es verwirft das Gute und pflegt alles Böse. Dieses Volk sucht jenes Kloster (Einsiedeln) zu befehden; das wird das Ende seines Gedeihens sein. Es misshandelt die Leute, es fügt den Brüdern des Klosters viel Böses zu. Es hat den Brüdern manche gewinnreiche Grundstücke jenes Gotteshauses mit seinen Streitkräften entrissen. Es sucht so die Brüder des Unterhaltes zu berauben, und was es nicht verwüstet, das schneidet es mit behender Sichel ab. Aber der Abt, obgleich unkriegerisch, hat ihnen doch widerstanden, indem er sich rüstete, das kanonische und gesetzliche Recht zu suchen. Erst lädt er sie vor, dann excommuniziert er sie und schleudert auf sie alle Blitze des Fluches. Zuletzt ächtet er sie; dieser Streit schwingt die Waffen und noch soll kein gewisses Ende desselben abzusehen sein. Diese schreckt kein Urteil, keine Acht[5])

Das waren die Eidgenossen der Waldstätte, im Jahre 1314, also 23 Jahre nachdem sie im Namen Gottes den Bund geschlossen haben- Es waren keine Gottlosen, es waren keine Kommunisten, wie in Spanien, in Russland usw. Es waren Christen, wenn auch ganz anderer Art als jene, die heute der starken Hand rufen, die im Ständestaat ihr Heil erblicken.

Wir wollen frei sein wie die Väter waren. Wir ertragen das anmassende Kirchentum so wenig, wie es unsere Vorfahren ertragen haben. Wir anerkennen nur die geistige *Freiheit, niemals aber eine katholische Freiheit.*

Wir schliessen unsere Augustbetrachtung mit einem Worte, das Bundespräsident Dr. Emil Welti anlässlich der 600-Jahrfeier auf dem Festplatz in Schwyz aussprach:

«Das Manneswort hat eine Republik gegründet, der Manneswert erhält sie.

Darum so bedenke, o Volk der Eidgenossen, dass in den Tagen, in denen über deine höchsten Güter die Entscheidung fällt, sich alle Sünden und Mängel rächen werden, die du in der Erziehung deiner Jugend und in der Ordnung der Verwaltung und des Staatswesens begehst.

Mit flammender Schrift gibt die Vergangenheit davon Zeugnis. *Sind nicht drei Jahrhunderte unserer Geschichte mit dem Bürgerblute der Religionskriege befleckt?»*

Leox.

[4]) **Dierauer**, Johannes: Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Stuttgart 1924, I. Bd. S. 105.

[5]) Oechsli: a. a. O., Reg. 529.

Gottfried Kellers Weltanschauung.

Seine Stellung zu den Ideen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche.

Von Ernst Akert.

(3. Fortsetzung.)

Bei der Konfirmation führte der Pfarrer Himmel und Hölle an uns vorüber, berichtet der «Grüne Heinrich» weiter. Seine Rede war kunstvoll aufgebaut und mit steigender Spannung auf den einen Moment hingerichtet, welcher die ganze Gemeinde erschüttern sollte, den Moment, wo wir ein lautes und feierliches Ja aussprechen mussten. Ich hörte nicht auf den Sinn seiner Worte und flüsterte ein Ja mit, ohne die Frage deutlich verstanden zu haben. Es durchfuhr mich ein Schauer und ich zitterte einen Augenblick lang, ohne dass ich dieser Bewegung Herr werden konnte. Sie war eine dunkle Mischung von unwillkürlicher Hingabe an die allgemeine Rührung und von einem tiefen Schrecken, welcher mich

---

Wallfahrtsort. Die heilige Barbara, welche gegen den Blitz schützt, ist ein Name, ebenso die heilige Apollonia, welche deshalb gegen Zahnweh hilft, weil der römische Richter dieser angeblichen Märtyrerin durch einen Faustschlag einige Zähne ausschlug, ebenso die heilige Lucia, berühmte Beschützerin von Syrakus, welche wider Augenleiden angerufen wird, weil sie einem Jüngling, der ihre Augen schön fand, letztere auf einem Teller übersandte. In Süditalien und Sicilien hat sie viele Kirchen, gab dem Fischerquartier in Neapel seinen Namen und macht in ihrer Kirche eine bei jetzigen schlechten Zeiten berechtigte Reklame, indem man an der Tür ihrer Kirche zwei Augen und vor der Tür ihre mit Voten behangene Statue erblickt. Auf Ischia ist S. Restitua die waltende Schutzgöttin, hat daselbst eine sofort nach dem Erdbeben restaurierte Kirche mit ihrer Statue und neben der Kirche sieht man den Mühlstein, auf dem ihr Wunderleichnam von Afrika übers Meer geschwommen kam. Alljährlich im Mai ist in Ischia Freude und Jubel, wenn das Fest der grossen Beschützerin erscheint, deren Kultus unter dem Erdbeben nicht zu leiden hatte. In Neapel hat diese Heilige eine der ältesten Kirchen inne und vor derselben sind ihre Reliquien, die man von Ischia aus vor vielen Jahrhunderten dorthin brachte, wo man sie vor einigen Jahren wieder «entdeckte».

Am 5. September 1092 weihte Papst Urban II die Kirche des Benediktinerklosters Trinità della Cava unter Beisein vieler Fürsten und Kardinäle, bereicherte dieselbe mit vielen Privilegien und schenkte ihr den Schädel der heiligen **Felicitas**. In demselben Jahre stellte sich das Kloster unter Spezialprotektion dieser mystischen Heiligen und verharrt in diesem Schutz bis auf den heutigen Tag. Bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts gaben die Einwohner des Städtleins Cava dieser Santa jährlich fünfundzwanzig Dukaten[1]). Alljährlich am 10. Juli wird das Fest der Heiligen glänzend gefeiert und dann trägt man eine Silberbüste, in welcher das Haupt der Heiligen sich befindet, in feierlicher Prozession, an der sich Tausende aus der Umgegend beteiligen. — Das Fest des Jahres 1890 war grossartig. Die sixtinische Kapelle war aus Rom gekommen und führte ein Konzert in der Kirche auf, der Abt des Klosters zelebrierte die Messe, die Prozession ward von Glockengeläute und Kanonenschiessen begleitet und eine Schauspielergruppe aus Neapel führte ein von einem Mönch verfasstes Drama auf, welches Leben und Märtyrertum der Felicitas darstellte. Im Freien spielte Regimentsmusik, in der Nacht prasselte Feuerwerk, eine Festpracht, welche die Erinnerung an die einstige Glanzzeit jenes Klosters zurückrief. Im Jahre 1802 war im Kloster Feuer ausgebrochen, welches augenblicklich erlosch, als der Abt das Haupt der St. Felicitas herbeibrachte. Trotz dieser schönen Dinge ist Felicitas nur ein Name und die Erzählung von ihrer mit Raffinement ausgesonnenen Marter nur eine Erfindung.

Als man im Jahre 1730 im Kloster Trinità della Cava einen neuen Saal baute, fand man ein grosses Gefäss, angefüllt mit heiligem Oel der St. Justina, dort 150 Jahre eingegraben, um als Schutzmittel zu dienen. Der damalige Abt liess ein grösseres Gefäss anfertigen und dasselbe, mit dem Oel abgefüllt aufs neue vergraben. Trotz Felicitas und Justina sind doch die reichen Güter dieses Klo-

[1]) P. Guillaume, Essai historique sur l'Abbaye de Cava.

über dem Gedanken ergriff, dass ich so jung noch und unerfahren, doch einer so uralten Meinung und einer gewaltigen Gemeinschaft, von der ich ein unbedeutendes Teilchen war, abgefallen gegenüberstand.

Am Weihnachtsmorgen mussten wir wieder in vereintem Zuge zur Kirche gehen, um das Abendmahl zu nehmen. Ich war schon in der Frühe guter Laune; noch ein paar Stunden und ich sollte frei sein von allem geistigen Zwange, frei wie der Vogel in der Luft! Ich fühlte mich daher mild und versöhnlich gestimmt und ging zur Kirche, wie man zum letzten Mal in eine Gesellschaft geht, mit welcher man nichts gemein hat, daher der Abschied aufgeräumt und höflich ist.

Die Vorliebe meines Vaters für die Festtage hatte sich auf mich vererbt, heisst es im «Grünen Heinrich» weiter. Wenn ich an einem Pfingstmorgen auf einem Berge stehe in der kristallklaren Luft, so ist mir das Glockengeläute in der fernen Tiefe die allerschönste Musik und ich habe schon oft darüber spintisiert, durch welchen Gebrauch bei einer allfälligen Abschaffung des Kirchentums das schöne Geläute wohl erhalten werden dürfte.

Das ist, wie schon erwähnt, die *dichterische* Darstellung von Gottfried Kellers geistiger Entwicklung. Diese dichterische Darstellung geht weit über die Wirklichkeit hinaus, die sicher nicht von so komplizierten theologischen Erwägungen und Reflexionen erfüllt ist.

Das beweisen schon die weitern biographischen Notizen, die uns aus Kellers Leben, aus der Zeit nach der Konfirmation, d. h. aus der Zeit des 16—20jährigen Kellers überliefert sind.

Trotzdem er nun nach der Konfirmation frei war von jedem geistlichen Zwang, frei wie der Vogel in der Luft, so verliess ihn das Grübeln über das religiöse Problem doch nicht. Er war noch lange nicht abgeklärt, seine Anschauungen waren noch nicht gefestigt. Er war in dieser Periode als 16—20jähriger junger Mensch tatsächlich noch ein Gottsucher, er suchte zurechtzukommen mit seinen Vorstellungen von Gott, die mit den kirchlichen bereits in Disharmonie standen.

Aus einem Schmöcker, dem damals in vier Bänden erschienenen Buche von Karl von Eckartshausen, betitelt «Aufschlüsse zur Magie aus geprüften Erfahrungen über verborgene philosophische Wissenschaften und verdeckte Geheimnisse der Natur» notierte sich Gottfried Keller folgende Sätze in sein Skizzenbuch, die die Unklarheit des jungen Pantheisten dartun.

«Alles lebt in der Natur, nichts ist tot. Was wir Tod nennen, ist Uebergang zum Leben. Ein totes Wesen ist etwas Unmögliches in der Natur — ein Unding gröbster Art. Jedes Geschöpf hat sein Leben, nur wirken die Lebenskräfte verschieden und dies hängt von den Bestandteilen der Körper und der Art ihrer Zusammensetzung ab. Alles ist zu seiner Vollkommenheit, alles zu seiner Bestimmung. Durch unendliche Bande ist alles in der Natur verschlungen. Körper zerstören sich, aber sie vernichten sich nicht, sie verändern nur ihre Formen.»

Ermatinger glaubt, dass Keller damals «wohl die Dogmatik, nicht aber die Religion an sich preisgegeben habe. Er habe den Gottes- und Unsterblichkeitsglauben des Christentums und den tief sittlichen Gehalt aller Religion festgehalten.»

Was Ermatinger hier vorbringt, ist so etwas wie eine Beanspruchung des jungen Kellers für das Christentum, wenigstens für sein damaliges Alter.

Was sich Ermatinger unter dem Gottesglauben des Christentums denkt und unter dem tief sittlichen Gehalt aller Religion, das hätte er wohl noch näher zu bestimmen. Von beiden war jedenfalls bei Keller sehr wenig mehr vorhanden.

Dass der 18jährige Keller, wie er in einem Aufsatze «Autobiographisches» erwähnt, religionsphilosophische Aufsätze in ein Schreibheft eingetragen und gesammelt habe, ist sicher keine weltbewegende Sache. Ein solcher Aufsatz erzählt von einer auf dem Uetliberg zugebrachten Nacht und dem Betrachten des Sonnenaufganges; dies wird in Traumform dargestellt: der Berg wandelt sich in einen flammenden Altar mit einer geheimnisvollen Lichterscheinung — eben die Sonne — «die alle Völker verehren». Diese angeblich von allen Völkern verehrte Lichterscheinung soll ihn bestärkt haben im Glauben an Gott. Er soll in diesem Schüleraufsatz gegen die Rotte der kurzsichtigen Freigeister und Gottesleugner geeifert haben, die den Gang des Weltenlaufes, des Lebens allein den verschiedenen Kräften zuschreiben, die in der Natur wirken. «Das Dasein eines Schöpfers zu leugnen, sei grösserer Unsinn, als der finsterste Aberglaube» soll Gottfried gesagt haben.

Warum soll der 18jährige Knabe nicht solchen Unsinn von sich gegeben haben? Aeltere Leute mit Universitätsbildung und grosser Autorität als Kapazitäten ersten Ranges haben ja das Gleiche mehr als nötig auch vorgetragen. Wichtig an diesem ganzen Entwicklungsgange ist uns das, dass Keller sich in jungen Jahren soweit vom Christentum losgelöst hat, dass er sich von allem Dogmatischen frei machte, Pantheist wurde. Ermatinger gibt sich Mühe, die Art des Gottesglaubens des 18jährigen Keller noch besonders zu bestimmen und meint, «Gott werde aus seinen Werken in der Natur bewiesen und erkannt. (!) Der Gottesglaube Kellers sei aber nicht rationalistisch wie der des 18. Jahrhunderts, sondern romantisch-gefühlsmäs-

---

sters eingezogen und der Abt, welcher einst Fürsten an Rang gleichstand, ist jetzt nichts mehr, als ein einfacher Mönch. Man rühmt die Benediktiner wegen ihrer Gelehrsamkeit, aber letztere ging doch nicht so weit, dass jene die Geschichte der Königstochter Justina, die von Prosdocismus, einem Schüler Petri, in Padua getauft sein soll, für eine Erfindung erklärten. St. Patricia und St. Domenica haben eine rein lokale Bedeutung, erstere in Neapel, letztere in Tropea, einer am Meeresufer herrlich gelegenen Stadt Calabriens. St. Patrizia ist eine halb vergessene, St. Domenica aber eine noch immer hoch verehrte Heilige, zugleich die Schutzpatronin von Torpea, wo sie angeblich geboren ist, weshalb sie auch für diese Stadt eine besondere Vorliebe behielt, wie St. Agatha für Catania. Beim Jahresfest der St. Domenica findet die Prüfung der Seminaristen im Beisein der Vornehmen des Ortes statt, dazu Pontifikalmesse ,Prozession, Feuerwerk, alles auf Kosten der Stadtkasse. Patrizia war früher eine grosse Heilige, wie eine Chronik lehrt.

Die älteste Chronik Neapels ist die von Villano, der alle Quellen benutzt und seinen Bericht mit den Begebenheiten des Jahres 1382 schliesst. Er erzählt eine Menge von Wundergeschichten in Hinsicht des Schutzes der Heiligen, von St. Patrizia, die zu Konstantins Zeiten einen heiligen Kreuzesnagel brachte, von St. Paolo, der gegen die Sarazenen half, nur von den Wundern des St. Gennaro ist keine Rede. Jene Patrizia ist ebenfalls nur ein Name, obgleich ihre Lobredner bis auf den heutigen Tag genau wissen, dass sie die Enkelin des Konstantin war, das Gelübde der Jungfrauenschaft abgelegt hatte und auf einer Reise in Neapel landete, wo ihre Kirche, ihr Kloster und ihre Reliquien sich bis heute befinden. Ihre Reliquien und ihr Wundergrab ersetzten in Neapel das ein Altertum berühmte Grab der Sirene Parthenope, welche ihren Kultus und ein mit Fakellauf verbundenes Fest hatte . . . .

Auch das heutige Griechenland hat seine heiligen Jungfrauen, und als beneidenswert gelten solche Orte, welche Reliquien derselben als Unterpfand der Obhut solcher Halbgöttinnen besitzen. Auf der Insel Zakynthos ist St. Marina Heilerin des Irrsinns, der stets als Zustand der Besessenheit aufgefasst wird, wie in Süditalien. Sie ist auch Beschützerin des weiblichen Lebens und wird von Mädchen und Ehefrauen angerufen. Sie berührt sich also mit der Arthemis, der Aphrodite und der heutigen Madonna, welche die Griechen stets Panagia (Allheilige) nennen. Zakynthos besitzt Reliquien der heiligen Sophia, deren Obhut die kleinen Kinder anvertraut sind.

(Schluss folgt.)

* * *

Das Zeichen des Kreuzes.

«Der Bischof von Madrid hat für die Kinder der Vorstädte Madrids, deren religiöse Erziehung praktisch durch den Krieg nicht existierte, Einführungskurse in den Katechismus organisiert.

So kam es, dass in einer einzigen Kirchgemeinde, in Puente Vallecas, 10.000 Kinder nicht getauft waren. 70 % der Kinder dieses Quartiers haben ihre erste Kommunion nicht erhalten, 80 % verstehen nicht das Zeichen des Kreuzes zu machen, 92 % können das Kredo nicht aufsagen und 76 % können sogar nicht einmal das Vaterunser. Unter den Erwachsenen sterben 89 % ohne die letzten Sakramente erhalten zu haben.» Paris-Soir, No. 6304, 22. Dez. 40.

Wer sein Recht nicht wahret, gibt es auf.

Raupach.

sig, er verbinde sich mit einer inbrünstigen, mystischen Naturseligkeit und vertrage sich mit pantheistischen Ideen. Offenbar sei die Persönlichkeit des Gottes, die dem Träumenden erschien, nur die poetische Personifikation des Gefühls, *das Feuer aber* — Licht, Liebe, Kraft — das die ganze Natur durchstrahlt und durchwärmt, «sei Kellers eigentlich-philosophische Gottesvorstellung gewesen (!). Die innige Gottnaturverehrung sei für den werdenden Künstler die ethische, ja metaphysche Grundbedingung seines Schaffens gewesen (!) Er habe sich keine gedeihliche und wahrhafte Kunst denken können ohne diese tiefreligiöse Liebe zu dem in der Schönheit und Weisheit der Natur sich offenbarenden Schöpfer»(!). Soviel gelehrte Phrasen, wo doch die Sache so furchtbar einfach war.

Die Münchenerzeit
April 1840—Oktober 1842.

Mit 21 Jahren konnte Gottfried Keller nach München an die Akademie übersiedeln, um sich für den Beruf eines Kunstmalers ausbilden zu lassen, den er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte.

Ein Zeitgenosse Kellers, Reinhard Sebastian Zimmermann (1815—1893) schildert in seinen «Erinnerungen eines alten Malers» das damalige Künstlerleben in München wie folgt:

Man macht sich kaum einen Begriff, was für junges Volk sich damals auf der Akademie herumtrieb. Sie war ein Rendez-vous für eine grosse Menge jugendlicher Müssiggänger, welche nur bei schlechtem Wetter oder etwa an bösen Wintertagen hier zu treffen waren, sonst aber überall anderswo. Ich konnte nicht begreifen, wie man so ohne Wahl beinahe jeden, der sich meldete, aufnahm. Ein ehrliches und methodisches Studium der alten Meister in der Pinakothek fehlte. Auch Friedrich Pecht, der gleichzeitig mit Keller und Zimmermann in München studiert hatte, schrieb vom tastenden und suchenden Antodidaktentum damaliger Münchener Künstler.

Das Geld, das mit Mühe und Not aus einem ererbten Gültbrief flüssig gemacht werden konnte, ging langsam zur Neige. Keller lebte sehr oft in bitterer Not, nicht nur der knappen Mittel wegen, die er von zu Hause erhielt, sondern oft auch deswegen, weil er das Sparen nicht erfunden hatte. Zeitweise lebte er recht flott aus eigenem und fremdem Gelde und genoss das Künstlerleben samt der edlen Kunst zu faulenzen aus vollen Zügen.

Wenn er auch zeitweise fleissig malte, so fuhr doch der Teufel des Müssigangs immer wieder in ihn, oder es hinderte ihn der Mangel an Stimmung am arbeiten.

Er hatte Pech mit seinen Bildern, die ihm niemand abkaufte oder die ihm verbrannten, wenn er sie zum Trocknen an den Ofen stellte, oder beschmutzt wurden, als er sie heimschickte an die Ausstellung.

Auf die Ermahnungen der Mutter schrieb Gottfried nach Hause, dass er auch täglich an Gott denke, und auf ihn vertraue, wenn er schon nicht alle Sonntage in die Kirche marschiere um dort zu schlafen.

Im Herbst 1842 war seine Not so gross, dass er alles, was er gemalt hatte, bei einem Trödler zu einem Schundpreise verkaufen musste, dazu seine Flöte und ein goldenes Ringlein, dass er Fahnenstangen anstreichen musste um kärglichen Lohn und sein unerschütterliches Vertrauen auf den himmlischen Proviantmeister sogar «flöten» ging. Nach 2½jähriger Abwesenheit zog der völlig abgebrannte Keller wieder heim zur Mutter, das schöne München wurde als

Ein liederliches, sittenloses Nest bezeichnet,
Voll Fanatismus, Grobheit, Kälbertreiber,
Voll Heiligenbilder, Knödel, Radiweiber.

Aus einem Briefe, den Gottfried am 19. September 1841 aus München der Mutter schrieb, entnehmen wir folgende Stelle, die für sein damaliges Denken charakteristisch ist:

«Ich gehe öfters in die Kirche, aber, nicht in unsere, sondern in katholische und griechische und in die Judensynagoge, wo ich, während sie (die Geistlichen) ihre Künste treiben, auf meine Art andächtig bin. Ich habe immerwährend das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben; aber dessen ungeachtet ist es mir unmöglich, die nüchternen und kalten Predigten unserer reformierten Pfaffen zu hören und ihre alten, tausendmal aufgewärmten Gemeinsprüche, die doch so selten in unsere gegenwärtige Lage passen, zu wiederkäuen.»

Aus der Münchenerzeit wäre noch aus dem grünen Heinrich, also aus der dichterischen Darstellung von Kellers Leben, die Episode mit dem Maler Lys zu erwähnen. Dieser liess ein Mädchen der gemeinsamen Bekanntschaft, die Agnes, sitzen, nachdem er ihr zuerst den Hof gemacht und in ihr allerlei Hoffnungen geweckt hatte. Der grüne Heinrich begleitete nach dem Maskentheaterbummel den halbtrunkenen Lys aus Rosaliens Forsthaus nach München zurück und benutzte diese Gelegenheit, seinem Freunde Lys über sein Benehmen gegenüber Agnes Vorstellungen zu machen, die bis zur Beschimpfung führten. Er ruft ihm zu «Entweder sollst Du einmal Treu und Ehre halten oder ich will es Dir in die Seele hinein beweisen, dass Du Unrecht tust. Das kommt aber nur von dem gottlosen Atheismus! Wo kein Gott ist, da ist kein Salz und kein Halt!» Lys erwiderte ihm: «Lass den lieben Gott aus dem Spiel. Ich würde mit ihm wie ohne ihn ganz der gleiche sein. Das hängt nicht von meinem Glauben, sondern von meinen Augen, von meinem Hirn, von meinem ganzen körperlichen Wesen ab». Darauf wieder der grüne Heinrich zornig: «Jedenfalls von Deinem Herzen — Dein Herz kennt keinen Gott, Dein Glauben oder Dein Nichtglauben vielmehr ist Dein Charakter, worauf Lys mit starker Stimme donnerte: Nun hab ich genug. Ich weiss, wie Du's meinst, denn ich kenne diese unverschämte Sprache der Hirnspinner und Fanatiker».

Lys forderte den Grünen Heinrich zum Duell, das aber dann von ihm nach einigen Gängen abgebrochen wurde mit Aussöhnung und Abschied ohne Freundlichkeit.

Und eine zweite Stelle aus dem Grünen Heinrich, das Flötenwunder.

In seiner höchsten Not, als er drei Tage lang nichts gegessen hatte, erwachte er am vierten ernstlich schwach und unwohl. Da gedachte er der Mutter nicht anders als ein verlaufenes Kind und damit fiel ihm auch ihr, der Mutter Schutzpatron und Oberproviantmeister, der liebe Gott, wieder ein, «der mir zwar immer gegenwärtig war, aber nicht als Kleinverwalter. Und da in der Christenheit das objektlose Gebet damals noch nicht eingeführt war, . . . (Das ist ein Hieb des 60jährigen Keller gegen die Reformtheologie) entwickelte sich auf dem dämmernden Grund meiner Seele etwas wie ein Gebet, wovon ich nicht erkennen konnte, ob es ein Fröschlein oder ein Krebslein werden wollte». Wie er die Augen wieder öffnete, sah er einen Glanz aus einer Ecke des Zimmers herüberleuchten. Es war das von einem Blitzableiter reflektierte Licht, das die metallene Klappe der Flöte traf und in ihm den Ge-

Nichts gegen die Barmherzigkeit; aber alles gegen den Barmherzigen, der sein Daseinsrecht aus den Wunden der andern bezieht!

Max Frisch.

danken auslöste, die brauchst du ja nicht mehr; wenn du sie verkaufst, so kannst du wieder einmal essen. Er lief mit der Flöte zum Trödler, verkaufte sie ihm, und ass wieder einmal etwas Ordentliches, überzeugt, dass der liebe Gott unmittelbar geholfen habe. «Schon der Symmetrie wegen fügte ich dem heutigen Morgengebetlein jetzt ein kurzes Dankgebet bei, ohne den grossen Weltenherrn mit vielen oder lauten Worten belästigen zu wollen».

Nach Tisch las er einige Zeitungen und über dem behaglichen Lesen kehrten auch seine Leibes- und Verstandeskräfte allmählich zurück und als er den Bericht las, dass in einer Stadtkirche das Volk zusammenläuft, weil ein Marienbild dort die Augen bewegen solle, kam er betroffen auf sein stilles Privatwunder zu denken und sagte nach einigem Besinnen, in ganz verändertem Seelentenor als vor dem Essen: «Bist du denn besser als diese Bildanbeter?» Da kann man wohl sagen, wenn der Teufel hungrig ist, so frisst er Fliegen, und der Heinrich Lee schnappt nach einem Wunder! Und doch zögerte ich, mich der wohltuenden Empfindung einer unmittelbaren Vorsorge und Erhörung, eines persönlichen Zusammenhangs mit der Weltsicherheit zu entledigen. Schliesslich, um dieses Vorteils nicht verlustig zu gehen und doch das Vernunftgesetz zu retten, erklärte ich mir den Vorgang so, dass die anererbte Gewohnheit des Gebets an die Stelle einer energischen Zusammenfassung der Gedankenkräfte getreten sei, durch die damit verbundene Herzenserleichterung jene Kräfte frei und sie fähig gemacht habe, das einfache Rettungsmittel, das bereit lag, zu erkennen oder ein solches zu suchen; dass aber eben dieser Prozess göttlicher Natur sei und Gott in diesem Sinne ein für allemal die Appellation des Gebetes den Menschen delegiert habe, ohne im einzelnen Falle einzugreifen, auch ohne sich für den jedesmaligen unbedingten Erfolg zu verbürgen. Vielmehr habe er die Anordnung getroffen, dass, um den Missbrauch seines Namens zu verhüten, Selbstvertrauen und Tatkraft, solange wie irgend ausreichen, Gebetswert haben und vom Erfolge gesegnet sein sollen.

Diese langfädigen Ausführungen sind aber nicht diejenigen des Münchener Grünen Heinrich, sondern diejenigen des 35 oder 60jährigen Gottfried Keller.

Ein weisser Rabe.

Mit Recht ärgern wir uns gelegentlich über die marktschreierische Aufdringlichkeit, mit der jetzt landauf und landab das Christentum als die einzige Rettungsmöglichkeit, als die Notleine gewissermassen, der kriegsgequälten Menschheit aufgeschwatzt wird. Der Aerger wächst, wenn wir sehen müssen, dass diese christliche Selbstsicherheit nur nach aussen hin exhibiert wird, dass sie nur ein Werkzeug ist zur Austragung der politischen Tageskämpfe, dass aber in ihren eigenen Reihen Ratlosigkeit, Unsicherheit und Ausweglosigkeit ebenso stark empfunden werden wie anderswo auch.

In Heft 23 der «Schweizer Schule», herausgegeben von den katholischen Schul- und Erziehungsvereinigungen der Schweiz, lesen wir in einem Aufsatz: «Kind — Schule — Krieg»:

«Der Krieg lässt uns jetzt schon mit Schrecken bewusst werden, dass unsere Kinder in bezug auf die sexuelle Erziehung versagen. Wer Augen hat, zu sehen, wird dies niemals leugnen; er wird aber auch erkennen, dass zudem vieles am Gebäude unserer religiösen Erziehung zusammenbricht. . . . . Wie mutlos zeigten sich bei uns in den Tagen der schwersten Krise so viele, die uns ein Beispiel hätten geben sollen! Haben wir uns übrigens im blinden Vertrauen auf Gott restlos zurechtgefunden? Hier versagt etwas, das hätte standhalten sollen und das alle jene anklagt, die uns nicht so erzogen, dass wir das Schwere tapfer bemeistern . . . . . Und nun hat man dieses für reife Erwachsene geschriebene Buch (gemeint ist der Katechismus) in seinem Aufbau seit beinahe 400 Jahren beibehalten und mutet es, trotzdem es für eine ganz andere Stufe bestimmt war, unseren Kindern zu, die den hohen Gedankengängen des Meisters niemals zu folgen vermögen. Ich weiss, dass man diese meine scharf ablehnende Kritik nicht allerorts gerne hört, und habe einen schweren innern Kampf durchgefochten, um mich zu einem Urteil durchzuringen. Aber ich darf nicht schweigen. Ich sehe als Vater meine Kinder den Katechimus lernen und fühle, dass die grosse Arbeit, die Lehrer und Schüler leisten, einen ausserordentlich geringen Erfolg verspricht. Auch ich selber denke nur mit Ekel an meine Katechismusstunden zurück; denn viele Erinnerungen sind nichts weniger als erfreulich . . . . Wieviel innere Wut musste unverdaut geschluckt werden, welcher Hass bäumte sich im Innern auf und machte sich erst Luft, als man sich frei wusste und niemandem mehr nachzufragen hatte. Es ist furchtbar, wie oft und wie rasch junge Burschen aus katholischen Gegenden, in die Diaspora verpflanzt, Schiffbruch leiden. Ein auf diese Weise erteilter Religionsunterricht lässt manches verstehen . . . . Muss es so sein? Muss es sein, dass bei allen Beliebtheitsuntersuchungen der Religionsunterricht an letzter Stelle steht, dass Kinder am freudigsten jubeln, wenn eine Religionsstunde ausfällt, und dass sich Katechet und Schüler von etwas ungeheuer Schwerem bedrückt fühlen? . . . Wenn doch auch der Religionslehrer Mitanteil haben könnte an dem, was seine Stunden ausströmen, am Aerger und der Aufregung, wenn die Katechismusfragen einfach nicht ins Gedächtnis hineinwollen, und an den Verwünschungen, die von allen Seiten folgen! . . .

Und jetzt haben wir Krieg und jetzt gibt es neue Probleme und jetzt? — Jetzt käut mein Bube, der Fünftklässler, stundenlang um die Frage herum: Welches sind die Sünden wider den Heiligen Geist? Erstens vermessentlich gegen Gottes Barmherzigkeit sündigen usw. — Du lieber Gott, es brennt um unser Schweizerhaus, es brennt auch bei uns; sexuelle und wirtschaftliche Probleme drängen in Menge, und da heisst es: «Welches sind die Sünden wider den Heiligen Geist?» Darf man da nicht die Stimme erheben, dass man uns endlich — endlich anhöre? . . . . Unser Katechismus erzählt zu wenig von der Liebe und predigt immer von der Strafe. Ich sehe Gott auf seinem Throne sitzen; uns Menschen zieht es zu ihm hin, aber die Liebe, die uns zu ihm drängt, diese pflegen wir nicht. Hören wir doch auf, beständig mit der Hölle zu drohen! Fort mit der unchristlichen Angst! Wir wollen diesen ungesunden Zustand überwinden und zu Predigern der reinen Gottesliebe werden, damit wir auch in den Oelbergstunden eines Krieges nicht mehr zweifeln . . . . .

Unser Katechismus bietet viel — er wirft alle möglichen Probleme auf; aber den brennendsten geht er aus dem Wege. Ich habe jenes der sexuellen Erziehung erwähnt, ich habe auch noch das der Erziehung zur sozialen Gesinnung zu nennen . . . . . Das Buch, das die Sünden wider den Heiligen Geist so präzis umschreibt, spricht nichts von Lohn, von Lebensrecht und Schutz der Arbeit — es passt in keiner Weise in die heutige Zeit; jeder Unterricht, der darauf aufbaut, muss — und mag er noch so gut erteilt werden — versagen. Beweise brauche ich keine zu bieten; das Leben besorgt sie in Menge. Auch hier treten während des Krieges die Wunden noch klarer zutage . . . . Jetzt haben wir verlorenes Land zurückzuerobern. Es reift allgemach im ganzen Land die Erkenntnis, dass etwas ganz Radikales getan werden muss, wenn man nicht langsam aber sicher verloren gehen will.»

Da hat uns wahrhaftig einmal ein katholischer Verfasser voll und ganz aus dem Herzen gesprochen. Wir wissen, dass er vollständig im Recht ist mit seiner Kritik. Wissen wir doch selbst alle so gut Bescheid, teils aus eigenen Schulerlebnissen, teils aus Berichten aus unserem Bekanntenkreise. Entsetzt fasst man sich an den Kopf, entsetzt wird man sich wieder einmal der schmerzlichen Tatsache bewusst, dass im Religionsunterricht beider Konfessionen ein enormes Kapital an Zeit, Kraft